

Politisch ist das Land ganz auf die Sowjetunion ausgerichtet, wobei es dem natürlichen Lauf seiner Flüsse und Täler folgt. Die einzige große Bahnlinie verbindet Ulan-Bator mit Ulan-Bade an der Transsibirischen Eisenbahn, aber seit 1956 ist diese Linie nach Peking weitergeführt und bildet so die wichtige Verbindung zwischen Moskau und Peking.

Sorgen um Afrika

Die afrikanischen Völker haben die Kolonialverwaltung abgeschüttelt. Nicht immer sind die Weißen leichten Herzens gegangen, und nicht immer war das Egoismus. Bei den Besten und Klarblickendsten unter ihnen war es die Sorge um die Zukunft der afrikanischen Menschen: Was wird aus ihnen, wenn sie (jetzt schon) sich selbst überlassen werden? Was daraus wird, beginnt sich an vielen Stellen des schwarzen Kontinents abzuzeichnen. Gleichzeitig beginnt der erste Enthusiasmus in der Entwicklungshilfe einer gewissen Ernüchterung zu weichen. Ein neues Denken in der Entwicklungspolitik zeichnet sich ab.

Im Januarheft 1963 von *Signes du Temps* äußert Robert Delavignette die Besorgnis, die französische Entwicklungshilfe an 14 afrikanische Staaten, deren Höhe er im einzelnen nachweist, könne, statt der Gesamtbevölkerung zugute zu kommen, eine Kaste unverhältnismäßig bevorzugter schwarzer Funktionäre schaffen helfen, die die Massen in Rechtlosigkeit und Unterdrückung hält. Tatsächlich geht der größte Teil dieser Summen an den Beamtenapparat. Auch sonst sei man mit dieser Hilfe nicht immer gut beraten. Man schaffe in die Augen springende industrielle Großanlagen, zu denen die Bevölkerung keinerlei Beziehung habe, statt den Eingeborenen zunächst einmal im Kleinen und für sie Faßbaren zur Hand zu gehen: durch Erstellung von Brunnen, von Silos, von Dämmen und einer Werkzeugausrüstung, die ihnen und der Dorfgemeinschaft eingeht. Delavignette verweist im übrigen auf das Buch des Agronomen René Dumont „L'Afrique Noire est mal partie“ (Editions du Seuil, Paris 1962).

Woher, so fragt Wilhelm Röpke in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 15. Januar 1963, Nr. 14, kommt der jähe wirtschaftliche Absturz, der sich im Kongo vollzieht, so daß dort die Dinge zur Anarchie treiben? Die tiefste Ursache dafür sei nicht wirtschaftlicher Natur, sondern gehöre dem politischen, geistigen und moralischen Bereich an. Sie ist nach Röpke zu suchen „in einem durchaus mangelhaften staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenhalt, im Fehlen elementarster Vorstellungen über geordnete Verwaltung und Finanzgebarung, im Mangel an etwas, was man die geistig-moralische Infrastruktur nennen kann“. Darum rufe man dringend nach Helfern, die sich um das kümmern, „was man früher schlicht Erziehung genannt hätte, um Anleitung, Führung, elementarste Menschenbildung“. Jetzt erkenne man allmählich, welch „unersetzliche Leistung“ die christlichen Missionare vollbracht hätten.

Röpke findet sich durch das Werk des Münsterschen Theologen Anton Antweiler „Entwicklungshilfe“ (Paulinus-Verlag, Trier 1962) bestätigt, von dem er mit großer Anerkennung spricht und in dem er „ein eindrucksvolles Zeichen der heilsamen Akzentverschiebung sieht, die die neue Phase der Erörterung des Entwicklungsproblems kennzeichnet“. „Schon der Mut“, sagt Röpke, „mit dem hier der Theologe von der Entwicklungshilfe sagt, daß sie ‚heute ein Anliegen von Menschenfreunden, von Politikern, Geschäftsleuten, Wühl- und Wirrköpfen, Hysterikern und Hochstaplern ist‘, ist auffallend genug sowie auch die Unbefangenheit, mit der radikal die Frage nach Ziel, Recht und Pflicht der Entwicklungshilfe gestellt wird. Vortrefflich ist auch dieser Satz, den man die technizistischen Banausen der Entwicklungshilfe zehnmal abschreiben lassen sollte: ‚Wohlstand ist nicht isolierbar. Er beruht auf technischen und wirtschaftlichen Leistungen, auf einer sozialen Ordnung und vor allem auf geistigen Grundlagen, die sittlich und letztlich religiös sind‘.“

Mit dem neuen Denken in der Entwicklungspolitik bahnt sich eine neue, gerechtere Sicht der hinter uns liegenden Kolonialepoche an. Mit dem ersten Enthusiasmus der Entwicklungshilfe ging ja häufig ein wenig sachliches Aburteilen über alles das Hand in Hand, was der weiße Mann in der Welt geleistet hatte. Hier läßt Röpke den Marburger Professor *Kurt Hesse* zu Wort kommen: „Entwicklungsländer und Entwicklungshilfen an der Wende des Kolonialzeitalters“ (Dunker und Humblot, Berlin 1962). „Der besondere Wert des Buches von Hesse scheint mir“, so schreibt Röpke, „vor allem darin zu liegen, daß es, nachdem wir zum Überdruß von den negativen Seiten der Kolonialperiode gehört haben, unser Bild wahrheitsgemäß nach der positiven Seite ... ergänzt. Wenn man – und die dezidiert antikolonialen Entwicklungstheoretiker und Entwicklungspolitiker setzen das ja in der Regel am kräftigsten voraus – die ‚Modernisierung‘ und ‚Entwicklung‘ der Erde trotz allen Bedenken als wünschenswertes Ziel annimmt, so ist es geistig unredlich, den außerordentlichen Beitrag, der dazu von den westlichen Kolonialmächten ... geleistet worden ist, zu ignorieren.“

Und noch einmal Röpke: „Man läuft Gefahr, in geradezu metaphysische Strudel zu geraten, wenn man jenes Ziel überhaupt zur Diskussion stellt und die Frage zuläßt, wie die Weltgeschichte gelaufen wäre, wenn die europäische Expansion über den Erdball *nicht* erfolgt und mit ihr die universale Angleichung an die westliche Zivilisationsform nicht in Gang gekommen wäre. Sie ist genau so müßig wie die andere nach dem historischen ‚Recht‘ der Ausbreitung der antiken Zivilisation durch den griechischen und römischen ‚Kolonialismus‘. Genug, daß damals wie heute der ‚Kolonialismus‘ mitsamt seinen Passiven die nicht wegzudenkende Form der Kulturexpansion gewesen ist, und man kann nur wünschen, daß die ‚Kolonisierung‘ der Erde durch Europa, nun da dieses Kapitel der Weltgeschichte so gut wie abgeschlossen ist, recht bald selbst von den früheren ‚Kolonisierten‘ in diesem geschichtsphilosophischen Licht gesehen wird.“ Tatsächlich, so schließt Röpke seinen Beitrag, mache sich auch in dieser Hinsicht eine Selbstbesinnung in den Entwicklungsländern selbst bereits bemerkbar. (Zum afrikanischen Flüchtlingsproblem vgl. The UNESCO Courier, Januar 1963, 15–19: African Exodus.)

Deutsche Literatur in französischer Sicht

Was ist deutsch? Welches sind die Wesenszüge der deutschen Literatur und Kultur? Es gibt Antworten auf diese Fragen, die nur aus dem Innern deutschen Wesens heraus gegeben werden können. Es ist aber unleugbar auch so, daß der Nichtdeutsche, wenn er über hinreichende Kenntnisse verfügt, gerade aus dem Abstand und dem Vergleich mit der eigenen, andersartigen Kultur manches schärfer sieht und uns einen Spiegel vorhalten kann. Robert Minder, der Pariser Germanist elsässischer Herkunft, hält uns in einem Inselbändchen einen solchen Spiegel vor: „Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich“ (Insel-Bücherei Nr. 771). Es ist eine Freude, diese fünf geschliffenen Essays zu lesen, die so sicher und leicht, so freundlich und doch so herausfordernd hingesetzt sind und auf Schritt und Tritt den gründlichen Kenner beider Welten verraten. Sie sind übrigens in einem ausgezeichneten Deutsch geschrieben.

Was Minder zuerst auffällt, ist – durch den Längsschnitt unserer gesamten Literatur hindurch – das Fehlen des politischen Horizonts und Engagements, die Distanz zur großen, weiten Welt, zur realen sozialen und politischen Auseinandersetzung. Im Gegensatz zum französischen *homme de lettres* kapseln sich der deutsche Dichter und die deutsche Literatur immer wieder ab, fliehen sie in die Stille, ins Gehäus, in das „innere Reich“. Anders als der Professor sei der Dichter und Schriftsteller bei uns nie „eingebürgert“ worden; er bleibt ausgesiedelt oder Einsiedler, was schließlich auf das Gleiche hinauskommt. Er steht außer der Zeit. Er lebt den kosmischen Gründen und fer-